Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 25. 10. 1936 | Nr. 42

Bücher lesen, lieben, schenken!

Einmal im Jahre wird das deutsche Volk, ganz gleich wo es wohnt in der Welt, aufmerksam gemacht auf seinen geistigen Besitz. Einmal im Jahre wird eine Woche des Deutschen Buches durchgeführt und mehr als sonst wird jeder Deutsche auf dieses Kulturgut, das das Buch ist, hingewiesen. Vom 25. bis 31. Oktober findet die Woche des Deutschen Buches statt. Sie hat gerade für uns Auslanddeutsche besondere Bedeutung.

Der Deutsche im Reich lebt in ständigem Kontakt mit der Entwicklung im Mutterlande. Er steht mitten drin in dem Geschehen und verspürt den Zug der Zeit. Uns Deutschen im Auslande aber muß das Buch neben der Zeitung und dem Radio der Vermittler sein für das Werden und Neugestalten der inneren und äußeren Welt unserer Volksgenossen im Reich. Für uns ist das Buch ganz besonders wertvoll. Es ist der einzige Träger der neuen Gedankengänge der in unsere einsame Dachkammer oder auf unseren Bauernhof kommt und der uns berichtet von dem gewaltigen Umbruch, der sich im Mutterlande ereignet hat. Das politische Geschehen wird uns übermittelt, die Forderungen der neuen Zeit werden uns nahe gebracht. Beim Lesen eines Buches sind wir in der Lage die Gedankengänge zu verfolgen, die die geistigen Führer unseres Volkes niedergeschrieben und uns damit die Wege in die Zukunft gewiesen haben.

Für den Deutschen in Polen, der nicht oder nur sehr selten in der Lage ist, die weite Welt kennen zu lernen, birgt das Buch Schätze. Unsere Jugendträume von weiten Reisen in die Welt können nur die allerwenigsten verwirklichen. Aber ein schönes Buch läßt uns die Fremde und Wildheit ferner Erdteile kennenlernen. Ein Buch kann uns, da wir vielleicht nicht in der Lage sind, aus unserer Stadt, aus unserem Kreise herauszukommen, fremde Städte und fremde Völker vor Augen führen. Wir erleben gefahrvolle Expeditionen mit, wenn wir die Berichte der Weltreisenden lesen. Wir sehen Licht und Schatten weit entfernter Länder und Inseln und werden den Wert unserer Heimatscholle gerade aus dieser Gegenüberstellung heraus kennen lernen. Das Buch vermittelt uns so unendlich viel — wir hier im Auslande sollten es ganz besonders lieben.

Aber nicht nur politisches Geschehen, geistige Entwicklung und fremde Erdteile vermittelt uns das Buch. Es ist auch in der Lage, uns Menschenkenntnis zu geben. Unendlich viele Dichter schaffen daran und arbeiten mit. Sie zeichnen in kleinen Erzählungen und großen Romanen den Menschen in seiner Vielfältigkeit, sie zeichnen ihn in seinen kleinen Schwächen, sie geben uns aber auch Bilder von den großen Helden, die das Gesicht der Welt geformt haben. An diesen Werken ganz besonders sollen wir uns erbauen, wir wollen das Schaffen der Großen unseres Volkes kennenlernen, wir sollen die deutsche Geschichte erleben. Wir werden dann aus vielem Nutzen ziehen können für uns selbst und unsere Lebensgestaltung. Denn das Buch will mehr als nur Unterhaltung, es will Lehrer sein für dich und die deinen . . .

Welches ist nun ein gutes Buch? Es ist bestimmt nicht das Buch, das du verschlingst, das du durchaus am ersten Abend ausgelesen haben mußt. Es ist gewiß kein schlechtes Buch, durch das du dich hindurchzuarbeiten hast. Dieses letztere, vielleicht schwerere Werk wird dir mehr ans Herz wachsen als jener spannende Band, der dir noch eben so interessant erschien und dessen Inhalt du nach kurzer Zeit schon vergessen hast. Das gute Buch ist vor allem das, zu dem du immer wieder zurückgreifst, das dir in bestimmten Stunden immer wieder ein lieber Freund ist, und dir hinweghilft über den grauen Alltag.

Das bedingt aber auch, daß du das Buch besitzen mußt. Gewiß, es gibt die schöne Einrichtung der Leihbüchereien: Sie vermittelt uns für wenige Groschen Bücher zum Lesen. Aber wir müssen uns nach einer kurzen Spanne von diesen Büchern immer wieder trennen. Das wichtigere aber ist, daß wir diese Bücher immer bei der Hand haben. Und sollte es auch nur ein ganz schmales Bücherbrett sein, es bereitet so unendlich viel Freude. Wenn du in der Leihbücherei ein Werk angetroffen hast, das dir besonders gefällt, dann gehe auch zum Buchhändler und kaufe es, damit du den Band ständig in der Nähe hast. Wie schön ist es, einmal in einer Stunde, die man als Ruhepause eingefügt hat in die Arbeit des Tages, sich ein Buch aus dem Schrank oder vom Bücherbrett zu nehmen und sich zu erfreuen an dem Gedanken und der schönen Form, in die der Dichter diese Gedanken zu bringen wußte. Wie schön ist es, einmal einem Freunde oder einer Freundin ein Kapitel aus dem geliebten Buche vorzulesen! Wie wertvoll ist es, auf einem Kameradschaftsabend einen Abschnitt eines Buches vorzulesen und die Kameraden teilhaben zu lassen an der Freude, die man selbst beim Lesen des Buches empfand. Wie schön ist es, sich an Gedichten zu erfreuen und die gebundene Redeweise unserer Dichter den Freunden nahezubringen.

Bücher muß man lieben, um sie ganz zu besitzen. Bücher muß man ständig bei der Hand haben und Bücher muß man seinen Freunden schenken. Dieses wertvolle Kulturgut soll in keinem deutschen Hause fehlen. Dafür können gerade wir, die Jugend im Volk, Sorge tragen, indem wir uns Bücher wünschen und indem wir Bücher nach Möglichkeit in jedes Haus bringen. Sie sind es doch vor allem, die uns auch eine ständige Kontrolle unserer Sprache und unserer Sprechweise ermöglichen. Gerade das ist es, was uns den Besitz des Buches so außerordentlich wertvoll macht.

Vergessen wir unsere Sprache und vergessen wir die Freude an den Werken unserer Dichter und Schriftsteller, dann vergessen wir unser Volkstum. **Dankwart.**

Friedrich Just: / **Der Wandale.**

V. Das Erntefest.

Auf dem jungfräulichen Boden reift die erste Ernte.

Als der Tag des Erntebeginns gekommen, zieht Fridubalth früh morgens mit seiner Schar zum Ährenfelde. Dort angekommen, stößt er seinen Speer in den Boden und ruft: „Friede der Ernte! Schirm den Schnittern!"

Dann nimmt er die Sichel und schneidet die ersten goldschimmernden Ähren ab.

Mit Staunen und Verwunderung sieht das Gefolge, wie ihr Führer das Schnitterwerk tut, das sonst nur von Frauen und Knechten verrichtet wird.

Der aber reicht frohen Auges die Sichel dem Vogt der Knechte und ruft: „Nun schneidet wacker, was der Boden uns reichlich getragen! Es soll unser erstes Heimatbrot werden! Singt frohe Lieder der Sif im goldenen Haar! Und laßt genügend Ährenbüschel stehen für Odins Roß!"

Nun beginnt der Erntekampf in Sonne und Schweiß. Knechte und Mägde regen Arme und Hände im Wetteifer. Am Abend sieht das Kornfeld aus wie ein Heerlager mit aufgerichteten Zelten. Die Zelte aber sind Garben. Mit frohem Sang ziehen die Schnitter bei untergehender Sonne nach Hause. Die aus Lehm gestampfte Tenne ist inzwischen fest geworden wie eine Bohle. Und als die Garben trocken sind, können sie auf den Wagen dorthin gefahren werden.

Der Himmel ist gnädig. Nur einmal ziehen dunkle Wolken auf, und Blitz und Donner fährt hernieder. Es ist aber nur so, als ob Thor sich das Ernten anschauen will. Gleich darauf lacht die Sonne.

Die letzte Fuhre bringt den „Alten". Das ist eine wie ein Mann gestaltete Kornpuppe. In ihr ist die Wachs- und Reiftumskraft geborgen für das nächste Jahr. Die muß gefeuchtet und befruchtet werden, damit sie künftig wieder sprießen und Frucht bringen kann. Darum stehen die Mägde am Hofeingang mit vollgefüllten Wassereimern bereit. Und als der Wagen mit dem „Alten" einbiegt, schütten die kräftigen Arme der Mägde ihre Eimer hinauf. Aber mehr als der „Alte" bekommen die Burschen, die ihn halten, das Wasser übergeschüttet. Das gibt ein Prusten und Kreischen, ein Schelten und Lachen, Scherzen und Hänseln und all in allem Spaß und Freude.

*

Fridubalth will mit dem Erntefest die Einweihung der Halle verbinden. Darum wartet er noch, bis alles fertig ist. Als am First der Pferdekopf angebracht ist, werden alle Hasdinge zum Feste geladen.

> Wieder geht es um das eine große, sich immer gleichbleibende Ziel: Das Volk dem Buche und das Buch dem Volke zuzuführen, damit das aus der Gemeinschaft geschöpfte dichterische Werk in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft seine seelischen und geistigen Kräfte voll entfalten kann. Möge jeder, der es vermag, auch in diesem Jahre Helfer am Werk sein.
>
> Dr. Göbbels.

Es ist ein schöner Sonnentag.

Die Luren blasen ihn ein. Im Festesschmuck sind die Stammesgenossen erschienen. Auch Thrasager steht breitbeinig, auf seine Lanze gestützt, vor der neuen Halle.

Schon naht der Zug der Schnitter. Voran wird der Erntekranz getragen. Dahinter schreiten die Mädchen und die Burschen. Sie singen:

Machet auf, machet auf die goldne Tür,
Wir sind schon mit dem Kranze hier.
Schöner, goldner Ährenkranz!

Wir bringen dem Herrn den Ährenkranz
und bitten den Herrn um Spiel und Tanz.
Schöner, goldner Ährenkranz!

Wir haben gebunden in Disteln und Dorn,
Wir haben gebunden das reine Korn.
Schöner, goldner Ährenkranz!

Wir haben geerntet in Donner und Blitz
Und Thor unser Gott war unser Schutz.
Schöner, goldner Ährenkranz!

Fridubalth nimmt den bändergeschmückten Kranz aus den Händen des Mädchens, spricht ein paar Worte des Dankes an die Schnitter und Schnitterinnen und hängt ihn in der Vorhalle des neuen Saales auf. „Solange ein Hasding noch ist, soll Jahr für Jahr hier der Erntekranz aufgehängt werden. Solange unser Blut kreist, soll es mit diesem Boden versippt sein!"

Die zweiteilige Tür zum Saal wird aufgetan. Die Gäste schreiten hinein. Ein goldenes Horn wird dem Hausherrn gereicht. Das ist das Erbstück der Hasdinge. Darauf sind die Zwillingsgötter zu sehen, nebeneinander mit Schwert und Schild, den Stern auf der Brust, und allerlei Getier. Die Runeninschrift lautet: „Ich Hlewagastir, der Holting (vom Holze stammende) habe das Horn getrieben." Dies Horn ist mit Met gefüllt. Fridubalth hebt es empor und trinkt dem Gott Freyr die Minne. Der Saal ist dem Freyr geweiht. Freyr, der Sonnengott, ist der Stammvater der Hasdinge. Von ihm geht ihr Ursprung aus. Darum zeigen auch die Hochsitzpfeiler das Zeichen Freyrs, den Eber. Fronimut hat in verschlungenen Linien und Köpfen die vielgestaltige Geschichte Freyrs eingeschnitten; wie Skirnir, sein Diener, die hehre Gerda, des Riesen Gymir rosige Tochter gefreit hat . . ., wie Freyr auf seinem springenden Roß Goldmähne reitet und auf seinem Wolkenschiff mit geblähten weißen Segeln über den Himmel segelt . . ., wie die Kornfelder reifen, das Vieh springt und die Kinder spielen unter dem Sonnenauge Freyrs.

Mit mächtigem Zuge hat Fridubalth das Horn ausgetrunken. Theudegundis füllt es von neuem und reicht es Thrasager. Alle Sippenhäupter müssen dem Stammgott die Minne trinken. So kreist das Horn durch die Runde. Schweigend wird eingeschenkt, und schweigend wird getrunken.

Als dem Gott Genüge getan ist, begeben sich die Festgäste nach draußen. Auf dem Platze vor der Halle beginnen die Wettkämpfe. Zuerst tritt die Jugend an.

Fridubalth hat mit der Einweihung des Saales eine Schwertleite verbinden wollen. Aber sein Sohn Friduger hat bei einem Erntefest das Schwert nicht annehmen wollen. Erst müsse er einen Feind überwunden und erschlagen haben. Er wolle nicht schlechter sein als die Ahnen seiner Sippe. Alles Belehren über den höheren Kampf um Blut und Boden, Brot und Frieden hat nichts gefruchtet. So hat der Vater auf die Schwertleite verzichtet. Aber Kampfspiele gehören zu jeder germanischen Feier.

Nun tummelt sich das Jungvolk im Ringen und Springen, Speerwurf und Schwertschlag. Und jung und alt schaut zu, die Jungen anfeuernd und bewundernd, die Alten beurteilend und an ihre eigene Jugend erinnernd.

Als der Abend hereinbricht, wird bei Fackelschein der Schwertertanz aufgeführt. Und dann setzt sich alles im Saale zu Mahl und Trunk.

Die Metkrüge kreisen, und laut dröhnt Erzählen und Lachen. Krieg und Jagd, Schwank und Rätsel wechseln in bunter Folge miteinander ab.

Die Jugend hat schon heiße Köpfe bekommen. Hier geht 's um die Wertung und Ehre bei den Kampfspielen. Thrasamund hat unstreitig am besten abgeschnitten. Er ist über sechs Pferde gesprungen. Bisher war Hundimir der beste Springer. Der kann auch sein Unterliegen nicht verwinden. Aus Ärger darüber hat er schon mehr Met getrunken als die anderen und beginnt nun durch allerlei spitzige Redensarten und Anzüglichkeiten Thrasamund zu reizen. Unterstützt wird er dabei durch seinen Freund Geilarik. Der hat auf die schöne Theudelindis ein Auge geworfen und hat es nicht verwinden können, daß ihn Thrasamund bei der Häuptlingstochter ausgestochen hat.

Thrasamund aber hat nur ein gutmütiges Lachen für die anzüglichen Scherze und Anzapfungen.

Da kommt von der Runde der Alten eine laute, dröhnende Stimme, und alles horcht zu, was da geredet wird. Thrasager beklagt sich, daß die gute Vätersitte im Schwinden sei. Statt des Schwertes sei die Sichel zur Manneswehr geworden, statt des Kämpfens das Mähen zum Heldenwerk. Und vor allem sei der Väterglaube dahin, die wehrhaften Zwillingsgötter seien durch den Pflug der Knechte vertrieben worden und die Seherin könne kein Blut mehr sehen."

Alles schweigt betroffen. Da klingt Hundimirs höhnische Stimme auf: „Weil die schöne Seherin ihren Buhlen schonen muß, den Cimber." Die Bank stürzt um. Thrasamund steht vor dem Spötter. „Zieh dein Schwert auf der Stelle, du Elender!"

Ehe ein anderer etwas dazwischen reden kann, ziehen beide, Thrasamund und Hundimir, gleichzeitig das Schwert aus der Scheide und schlagen aufeinander los. Beim dritten Schlage stürzt Hundimir blutüberströmt zu Boden. Thrasamunds Schwert hat ihm den Schädel gespalten.

Nun greift alles zu den Schilden, die an der Wand entlang aufgehängt sind und zieht die Schwerter.

Kampfesschrei und Schwerterschlag erfüllen die Halle. Tische und Stühle stürzen. Die Metkrüge werden auf den Boden geworfen. Friduger hat auch ein Schwert ergriffen und durchschlägt Geilarik, der ihn geringschätzig und spottend von der Seite ansieht, die Schlagader, daß er sofort niederstürzt und verblutet.

In das Kampfesgeschrei dröhnt gebietend Fridubalths Stimme und Schwert. „Friede, Wandalen! Des Bluts ist genug. Wir sind Brüder. Das Thing soll morgen richten. Bis dahin feiern die Schwerter. Wer unser Volk vor der Vernichtung retten will, senke das Schwert! In meiner Halle sei Friede!"

Die Gewalt dieser Worte hat ihre Wirkung. Die Schwerter senken sich. Es tritt eine Stille ein.

Beherzt springt Frau Theudegundis mit ihren Töchtern zwischen die Kämpfenden und müht sich um die Verwundeten. Bei Hundimir und Geilarik ist aber alles Bemühen zu spät, sie sind tot.

Da die Frauen zwischen den Streitenden bleiben, kann auch nach dem Bekanntwerden des Todes der beiden der Kampf nicht mehr aufleben. Es ist Frieden geboten, und der Friede soll bis zum Thing gehalten werden. Das versprechen die Sippenhäupter mit hochgehobener Rechten.

Zu einer Fortsetzung der Erntefeier aber kommt es nicht mehr. Die Gäste verlassen erregt den Saal. Thrasager ruft noch mit seiner lauten Stimme: „Das ist die Ernte von Pflug und Sichel!"

Thrasamund bleibt auf Geheiß des Führers im Saal zurück. Es soll nicht Gelegenheit zu weiterem Blutvergießen geboten werden, ehe das Thing gesprochen hat.

*

Die Hasdinge suchen mit der Zeit ihr Lager auf. Thrasamund aber sitzt am Feuer, das Schwert über das Knie gelegt, und denkt an Theudelindis.

Mit einem Male wird leise an die Tür des Saales gepocht. Ein Knecht steht davor, einer der Torwächter.

„Die Seherin ist da und muß mit dir reden."

Thrasamund schreitet hinaus. Es ist dunkel, die Zeit des Neumondes.

Vor der Vorhalle steht eine helle Gestalt.

Thrasamund wird bei beiden Händen ergriffen.

„Ich muß dich eines fragen, Thrasamund: Hast du mich lieb?"

„Das habe ich doch eben bewiesen. Ich habe den gezüchtigt, der deine Ehre anzugreifen wagte."

„Ich danke dir, Thrasamund. Aber ist das schon Liebe? Ist das nicht Pflicht eines jeden ehrenwerten Mannes?"

„Ich bin auch bereit, die Blutrache der Hundinge auf mich zu nehmen und mein Blut hinzugeben."

„Dafür ehre ich dich, Thrasamund. Aber ist das schon Liebe? Ist das nicht die Ehre eines Mannes, für sein Tun einzustehen und die Folgen seiner Tat bis zum äußersten und letzten zu tragen?"

„Was soll ich denn noch tun, um meine Liebe zu dir zu beweisen?"

„Liebe ist Opfer."

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich zum Sterben bereit und entschlossen bin."

„Nein, kein Opfer zum Sterben, sondern zum Leben."

„Das verstehe ich nicht. Ich kann nur bekennen, daß ich dich liebe."

„Liebe ist Entsagung."

„Hätte ich doch damals nicht zugelassen, daß du dem Heiligen Ringe geweiht wurdest. Lieber gemeinsamer Tod als getrenntes Leben!"

„Dieselbe Weihe, der ich mich unterzogen habe, verlange ich von dir. Nur Liebe kann sie bringen. Du schweigst? Du verstehst nicht, was ich meine? Warum habe ich meiner Liebe zu dir entsagt? Um des Volkes willen. Hier auf diesem Boden soll unser Stamm seine Heimat finden. Dazu ist ein Opfer nötig, nicht ein Opfer zum Tode, wie es die alten blutigen Menschenopfer waren, sondern ein Opfer zum Leben. Dieses Opfer entsagender Liebe habe ich gebracht. Ich glaubte, damit würde es genug sein. Aber es muß wohl sein, daß eine Heimat nicht so leicht errungen werden kann. Ein Frauenopfer muß wohl nicht genügen. Das Opfer des Mannes muß dazu kommen. Und das mußt du bringen."

„Du weißt, daß ich dich liebe. Was soll ich tun?"

„Du mußt in dieser Nacht das Land verlassen und in die Fremde gehen."

„Nie und nimmer werde ich so feige sein."

„Die größte Mannesehre ist, dem schweren Geschick furchtlos ins Auge zu sehen. Wenn du bleibst, kommt es zu Blutrache und Bruderkampf, zu Ächtung und Vernichtung. Du hast Hundimir erschlagen. Dein Vater wird sich nie und nimmer zu einem Wergelde bereit erklären. Entweder spricht das Thing die Ächtung über dich aus, oder es kommt zur Blutrache unter den Sippen."

„Mag kommen, was da will, lieber tot als ehrlos."

„Wer bestimmt die Ehre? Bei wem willst du in Ehren gelten? Bei der, die dich liebt, oder bei den andern?"

„Das ist Frauenrede; über Mannesehre gibt es kein Erwägen und Überlegen."

„Aber die Liebe spricht doch das höchste Wort. Wenn sie Opfer ist. Opfer ist immer Ehre. Du hast am Tage des Pflügens diesen Boden angefaßt, des zum Zeichen, daß du auf immer mit ihm verbunden bleiben willst. Ich habe es gesehen, das ganze Volk hat es gesehen. Willst du nun, daß dieser Boden verlassen werden muß? Willst du deinem Schwure des Bodenfassens untreu werden? Wenn die Blutrache angeht, wird unser ganzer Stamm vernichtet. Es bleiben keine Arme mehr zum Streiten und Schützen des Pflügens und Erntens. Und die Frauen und Kinder müssen hier in der unbekannten Weite umkommen. Wird aber die Ächtung über dich ausgesprochen, so kannst du auch nie mehr deinen Schwur erfüllen. Nimmer darfst du deinen Fuß mehr auf diese Erde setzen. Du bist von deiner Sippe und unserem Stamme auf immer abgeschnitten, verschworen, verloren."

„Aber wenn ich fliehe, muß ich auch Sippe und Land verlassen und kann meinen Schwur auf diese Erde auch nicht erfüllen."

„Durch dein Opfer rettest du zuerst Blut und Boden, unser Stamm bleibt erhalten, und Säen und Ernten kann weiter gehen. Dein Weggang ist nur zeitweilig. In Ehren kannst du wieder kommen. Ein Opfer ist nie umsonst. Du wirst noch einmal Blut und Boden retten."

„Meine Mannesehre kann nicht weichen."

„Soll das Opfer meiner Entsagung durch dich vernichtet werden? Darum habe ich dich gefragt, ob du mich liebst."

Thrasamund schweigt, den Blick gesenkt.

Theudelindis will sich, bleich, zum Gehen wenden.

Da fährt Thrasamund aus seinem Sinnen auf, faßt nach Theudelindis Hand und sagt: „Ich liebe dich."

„Agiwulf der Cimber wird dich führen. Nimm meinen Bruder Friduger mit! Die Nornen geleiten dich! Mein Herz ist immer bei dir. Meine Liebe schaut aus nach dir, bis du heimkehrst."

Theudelindis faßt Thrasamunds Kopf mit beiden Händen und drückt ihm einen Kuß auf die Stirn.

Dann ist sie schnell im Dunkel verschwunden.

Thrasamund steht noch eine Weile und horcht auf die verhallenden Schritte. Dann geht er in die Halle und weckt den schlafenden Friduger. Mit seinem Blutsbruder Theudofrid bespricht er in wenigen Worten die nötigen Maßnahmen. Viel Zeit bleibt nicht. Thrasamund und Friduger waffnen sich. Als sie aus der Halle treten, steht schon der Cimber wegbereit. Sie staunen, wie stattlich der Knecht mit einem Male aussieht! Thrasamund begrüßt ihn mit festem Handschlag. Es soll Kameradschaft gelten.

Am Tore stehen drei Rosse Theudelindis hat für alles vorgesorgt. Nun noch der Abschied von Theudofrid und hinaus geht der Ritt durch die Nacht.

Vom Heiligen Ring kommt ein leises Rauschen. Es ist nichts zu sehen und keine Stimme zu hören. Aber die Seherin steht am Eingang und schaut in das Dunkel nach der Richtung, in der die drei Reiter davonreiten. Sie steht hochaufgerichtet, die Tränen rinnen ihr die Wangen herunter. Und sie horcht, bis der Hall der Pferdehufe in der Ferne verhallt. Immer noch hat sie die Hände ausgebreitet.

Aufsehenerregender Fund in Oberschlesien.

Ein Veit Stoß entdeckt.

In der kleinen Ortschaft Mühlenbach (früher Kempa) im Kreise Oppeln wurde von einer Kommission, bestehend aus zwei Kunsthistorikern und einem Architekten, die gegenwärtig in staatlichem Auftrage Oberschlesien bereisen, um Baudenkmäler und Kunstwerke zu restaurieren, ein Aufsehen erregender Fund gemacht. Man entdeckte ein völlig übermaltes Holzstandbild, das die Mutter Gottes darstellt, zu deren Füßen zwei Engel sitzen. Das Standbild wurde zunächst vom Provinzialkonservator für Oberschlesien, Regierungsbaurat Pick, im Oppelner Museum untergebracht. Im Verlaufe der Prüfung des Fundes wurde der Münchener Kunsthistoriker Dr. Eltn um ein Gutachten angegangen, da man in dem Fund ein wertvolles Kunstwerk vermutete. Dr. Eltn stellte in dem restaurationsbedürftigen Holzbildwerk ein Werk des berühmten Nürnberger Holzschnitzers Veit Stoß fest, das er als eines der schönsten mittelalterlichen Kunstwerke bezeichnet.

Sieger in 40 Luftkämpfen.

Zu Boelckes 20. Todestag am 28. Oktober 1936.

Von Erich Musch-Osten.

Boelcke war einer der wenigen Offiziere, die schon vor Kriegsbeginn die große Zukunftsbedeutung der Heeresfliegerei erkannten. Er stand 1913 als Leutnant bei einem Telegraphenbataillon. Auf dem Truppenübungsplatz bei Darmstadt kam er zum ersten Male mit der Fliegertruppe in Berührung, und sofort regte sich in ihm der Wunsch, selber zur Flugwaffe zu kommen. Er reichte ein Gesuch ein und bat um Versetzung zu einem Fliegerbataillon. Aber er mußte lange warten, bis man seinem Wunsche entsprach. Erst im Juni 1914 wurde er zur Fliegerschule in Halberstadt abkommandiert.

Boelcke warf sich nun mit Feuereifer auf die Fliegerei. Er hatte sich schon immer sportlich betätigt, er war insbesondere ein geübter Bergsteiger, und das erleichterte nun seine Ausbildung. Schon nach zwei Monaten konnte er die Schlußprüfung ablegen. Es war auch die höchste Zeit, denn am nächsten Tag fand die allgemeine Mobilmachung statt.

Boelcke arbeitete zuerst als Aufklärungsflieger an der Westfront, und zwar mit seinem älteren Bruder zusammen, der Beobachtungsoffizier war. Während Oswald Boelcke vorn am Steuer saß und den Apparat über die feindlichen Linien führte, betätigte sich hinter ihm Wilhelm an seinen Karten, in die er die gegnerischen Artilleriestellungen einzeichnete. Nur eines gefiel Oswald Boelcke dabei nicht: daß man immer so schnell ausrücken mußte, wenn feindliche Flieger anschwirrten. Denn gegen die war man wehrlos; sie waren beweglicher und verfügten über Maschinengewehre, während die deutschen Flieger nur Pistole und Karabiner führten.

Die Stunde der deutschen Kampffliegerei war noch nicht angebrochen. Erst mußte die deutsche Industrie Maschinen liefern, mit denen man dem Gegner Schach bieten konnte. Das dauerte eine Weile. Aber dann wurde doch der Abstand langsam aufgeholt, es kamen Flugzeuge heraus, die auch ein Maschinengewehr mitführten, das der Beobachter bedienen mußte. Leider schoß es nur nach hinten und nach der Seite.

Erst als dann Fokker mit seinen Jagdeindeckern hervortrat, deren Maschinengewehr vorn durch den Propellerkreis feuerte und vom Piloten selber gehandhabt wurde, begannen die Luftkämpfe großen Stils. Nun war Boelckes Stunde gekommen.

Im Juli 1915 holte er den ersten Gegner herunter. Als er von Angehörigen erfuhr, daß der Vater in Dessau gern den Zeitungen die Schilderung über den ersten Luftsieg übermitteln wollte, gab er das nur sehr widerstrebend zu. Er schrieb: „Vater fragt an, ob er meinen Bericht in der Zeitung veröffentlichen dürfe. Das Reklamemachen schätze ich nicht allzu hoch . . ."

Boelcke war inzwischen zu einer Feldfliegerabteilung nach Douai versetzt worden. Dort stand auch Immelmann, mit dem sich Boelcke sehr gut vertrug. Bald wetteiferten die beiden in der Luft miteinander.

Am 12. Januar 1916 errang jeder der beiden tapferen Fliegeroffiziere seinen achten Luftsieg. Die Freude war groß, als sie durch den Heeresbericht erfuhren, daß ihnen in Anerkennung ihrer Unerschrockenheit der höchste Kriegsorden, der Pour le mérite, verliehen worden sei. Im April 1916 wurde Boelcke zum Oberleutnant und im Mai, nach seinem achtzehnten Luftsieg, zum Hauptmann befördert.

Und dann stand eines Tages im französischen Heeresbericht: „Gestern schoß Adjutant Ribière den berühmten Hauptmann Boelcke im Luftkampf bei Verdun ab." Glücklicherweise traf das nicht zu, obwohl nicht viel gefehlt hätte, die Nachricht wahr zu machen. Boelcke hatte sich nämlich tollkühn auf ein Geschwader von sechs Amerikanern gestürzt, konnte aber dann nicht schießen, weil das Maschinengewehr versagte. Geistesgegenwärtig führte er einen halbsbrecherischen Sturzflug aus, um die Gegner zu täuschen, fing dann die Maschine wieder ab und raste zurück. Alles ging so rasch, daß die Amerikaner wirklich glaubten, sie hätten Boelcke abgeschossen.

Inzwischen war Immelmann nach seinem fünfzehnten Luftsiege wirklich tödlich abgestürzt. Ein schwerer Schlag für die deutsche Flugwaffe! Für Boelcke sollte der Fliegertod des Kameraden spürbare Folgen haben. Die Oberste Heeresleitung wollte nicht ihn mit seiner großen Erfahrung auch noch verlieren, und so beschloß man, ihn aus der Kampflinie zu ziehen.

Doch als er nach einem Monat aus der Türkei zurückkehrte, wo man ihn, den berühmten Luftkämpfer, mit Ehren überhäuft hatte, setzte er alles in Bewegung, um wieder in die Kampflinie zu kommen. Er erhielt den Auftrag, eine Jagdstaffel aufzustellen und damit an die Front zu gehen. Es war Anfang September 1916. Noch immer tobte die Sommeschlacht. Die feindlichen Flieger waren in starker Übermacht. In ganzen Schwärmen kamen sie über die deutschen Linien.

Erst das tatenfrohe und todesmutige Draufgehen der Jagdstaffel Boelcke wies den Gegner wieder in seine Schranken zurück. Tag um Tag stiegen die eisernen Vögel des Boelcke-Geschwaders in den granatendurchfurchten Himmel des Somme-Abschnitts und stürzten sich auf den Feind. Sechs, sieben Gegner holte die Staffel Boelcke an manchen Tagen aus den Lüften herunter.

Ende Oktober 1916 hatte Hauptmann Boelcke seinen vierzigsten Gegner abgeschossen. Da ereilte auch ihn der Fliegertod. Er war mit einem Flugzeug zusammengestoßen, ein Stück der Tragfläche seines Apparates brach ab, und die Maschine kippte nach der Seite. Wohl konnte er sie noch einmal fangen, aber aus 500 Meter Höhe stürzte sie dann senkrecht ab.

Boelcke war nicht mehr. Aber sein Geist lebt weiter, und der Name Boelcke wird unvergessen sein.